

Einleitung

Frank Becker/Patricia Plummer

Seit 2018 ist in Deutschland neben »männlich« und »weiblich« auch der Geschlechtseintrag »d« für »divers« im Personalausweis möglich. Aktuell wird vom Deutschen Bundestag ein »Selbstbestimmungsgesetz« beraten, das ein von 1980 stammendes, schon in der Bezeichnung inzwischen als völlig inadäquat geltendes »Transsexuellen-Gesetz« ablösen und die Geschlechtsanpassung von trans Personen erleichtern soll. Offenkundig verliert das binäre Geschlechtermodell, das sich seit der Aufklärung in Europa und Nordamerika sogar zu einem polaren Geschlechtermodell entwickelt hatte, das Männern und Frauen strikt gegensätzliche Eigenschaften zuschrieb,¹ in der jüngsten Vergangenheit seine uneingeschränkte Dominanz – ein Grund mehr, in die Geschichte zurückzublicken und die Frage aufzuwerfen, inwiefern und in welcher Weise nicht-binäre, also geschlechtlich ambige Figuren auch hier bereits das herrschende Geschlechtermodell herausforderten.

Dieser Rückblick war das Anliegen der zweiteiligen Ringvorlesung »Ambiguität und Gender. Das Dritte Geschlecht in Geschichte und Gegenwart«, welche die beiden Herausgebenden des vorliegenden Bandes in zwei Teilen in den Wintersemestern 2019/20 und 2021/22 an der Universität Duisburg-Essen durchführten. Weil Genderforschung stets ein Querschnittsthema ist, zu dem verschiedene Wissenschaften beitragen können, wurde auch für dieses Format ein interdisziplinärer Zugriff gewählt. Bei einem leichten Übergewicht der Geschichtswissenschaft sind auch Literaturwissenschaft, Ethnologie und Pädagogik vertreten. Institutionell war die Ringvorlesung an die DFG-Forschungsgruppe 2600 »Ambiguität und Unterscheidung. Historisch-kulturelle Dynamiken« angebunden, die seit 2019 an der Fakultät für Geisteswissenschaften der Universität Duisburg-Essen angesiedelt ist.²

Diese Forschungsgruppe, der die beiden Herausgebenden angehören, befasst sich nicht nur mit geschlechtlicher, sondern auch mit religiöser und ethnischer Ambiguität. Deshalb hat sie einen relativ abstrakten Ambiguitätsbegriff entwickelt, der

-
- 1 Karin Hausen, Die Polarisierung der »Geschlechtscharaktere«. Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben, in: Werner Conze (Hg.): Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas. Neue Forschungen, Stuttgart 1976, S. 363–393.
 - 2 https://www.uni-due.de/forschungsgruppe_2600/ (zuletzt 10.01.2024).

auf alle drei Gegenstandsbereiche angewendet werden kann. Er soll im Folgenden kurz vorgestellt werden.

Die Grundidee besteht darin, das Ambige in einem Wechselspiel mit dem Akt des Unterscheidens zu begreifen. Wo Unterscheidungen getroffen werden, kann sich deren Unbrauchbarkeit erweisen, weil ambige Phänomene beobachtet werden; das Ambige hingegen fordert zu neuen Unterscheidungen heraus, die (vermeintlich) wieder für Klarheit sorgen. Daraus resultiert ein Spannungsverhältnis, eine Dynamik der Ambiguität und Disambiguierung, die nie zum Stillstand kommt. Bezieht sich diese Dynamik auf Phänomene, die in einer Gesellschaft wichtige Ordnungsfunktionen übernehmen, kann davon ausgegangen werden, dass sie intensive und nachhaltige Irritationen auslöst.

Der skizzierte Ambiguitätsbegriff impliziert aber auch, dass Ambiguität keineswegs als essentielle Eigenschaft eines Objekts aufgefasst wird. Personen, Gegenstände, Epochen oder Gesellschaften *besitzen* nicht Ambiguität, sondern werden von einer Beobachtungsinstanz, das heißt einer Person, einer Gruppe oder einer Organisation als ambig *beobachtet*. Die Ambiguität liegt somit im ›Auge‹ einer Beobachtungsinstanz, der es nicht gelingt, mit den Differenzen, die ihre Welt bislang ordneten, weiterhin störungsfrei zu operieren.

So entstehen durch Ambiguität Situationen epistemischer Offenheit, die auf verschiedene Weisen gelöst werden können: Die Ambiguität kann als Bereicherung aufgefasst und die Unterscheidung um weitere Werte ergänzt werden; die Unterscheidung kann fallengelassen und durch eine andere ersetzt werden oder die Ambiguität kann zurückgewiesen und die Unterscheidung gleichsam gegen den Widerstand der Phänomene durchgesetzt werden.

Unter welchen Umständen welche Lösung gewählt wird, wie also angesichts der von Ambiguität verursachten Entscheidungshemmung ›weitergemacht‹ wird und ob sich dabei Regelmäßigkeiten beobachten lassen, untersucht die Forschungsgruppe für unterschiedliche historische Epochen und kulturelle Räume.

Die zentrale Bedeutung von Beobachtung für diesen Forschungsansatz erklärt auch die große Bedeutung, die in den Beiträgen des vorliegenden Bandes Beobachtungsinstanzen wie Medien eingeräumt wird. Das Spektrum reicht hier von der Literatur und anderen künstlerischen Medien über Film, Fernsehen und Streaming-Dienste bis zu populären Illustrierten. Insgesamt gilt aber, dass der Ansatz der Forschungsgruppe von den Vortragenden der Ringvorlesung und Autor*innen des Bandes keineswegs einhellig genutzt worden ist – was auch niemand erwartete. Stattdessen ging es darum, verschiedene Forschungsrichtungen und Vorgehensweisen miteinander ins Gespräch zu bringen. Diese Pluralität bildet auch der Band ab.

Schließlich sind Phänomene geschlechtlicher Ambiguität seit längerem auch Gegenstand der Queer Studies, die unter ihrem Dach alles versammeln, was von der heteronormativen Mehrheitskultur abweicht – neben der schwul-lesbischen

Beziehungswelt auch Trans-, Inter- und A-Geschlechtlichkeit.³ Auf konstruktivistischer Grundlage und im Gefolge von Theoretiker*innen wie Judith Butler und Raewyn Connell werden Geschlechtsidentitäten und Formen des Begehrens als im Wesentlichen sozialkulturell ›gemacht‹ begriffen; Aufgabe der Forschung ist es, ihre historisch-gesellschaftliche Genese ebenso zu erfassen wie begleitende Diskurse, Wissensformationen und subjektive Erfahrungswelten.⁴ Solche Herangehensweisen werden in den Beiträgen des vorliegenden Bandes ebenso aufgegriffen wie der im Schwerpunkt auf Beobachtungen und ihre Folgen abhebende Ansatz der Forschungsgruppe.

Eröffnet wird die Riege der Aufsätze von der Historikerin Johanna E. Blume. Sie behandelt eine geschlechtlich ambige Figur der frühen Neuzeit: den Kastratensänger. Blume wirft dabei die Frage auf, inwiefern diese Figur in der zeitgenössischen Außenwahrnehmung, aber auch in der Selbstwahrnehmung der Betroffenen mit einem »dritten Geschlecht« identifiziert wurde. Die Kastration von Knaben zum Erhalt ihrer hohen Singstimmen wurde seit dem 16. Jahrhundert vor allem in Spanien und Italien zum Usus. Um diese Personen in die bestehende Geschlechterordnung einzufügen, wurde die Humoralpathologie bemüht, die das Körperverständnis der frühen Neuzeit insgesamt prägte. Kastraten hätten mehr feuchte und kalte Säfte als nicht-kastrierte Männer, was sie eher den Frauen ähnlich mache; deshalb fühlten sie sich auch besonders stark zu Frauen hingezogen und seien bei diesen als Liebhaber geschätzt. Im 18. Jahrhundert jedoch veränderte sich der öffentliche Diskurs: Im Zeichen der Aufklärung wurde auf eine ›natürliche‹ Ordnung abgehoben, in der es nur Männer und Frauen gebe; die Kastraten seien in diesem Sinne defizitäre Männer, ja insgesamt minderwertige Geschöpfe. Als Künstler seien sie ebenfalls nicht zu gebrauchen, denn sie könnten in Männerrollen keine wirklich männlichen, in Frauenrollen keine weiblichen Gefühle ausdrücken. Zeitgleich, also ab ca. 1700, vollzog sich aber der Siegeszug der Kastraten an den Opernbühnen Europas. Offenkundig kannte die Außenwahrnehmung der Kastraten auch andere Deutungen von deren Geschlechtsidentität; und die Kastraten konnten sich auch selbst anders verorten, wie Blume an zwei Fallbeispielen nachweist. Im Ergebnis stellt sie fest, dass die Kastraten jedoch auf keiner Diskursebene als »drittes Geschlecht« vom männlichen wie weiblichen Geschlecht abgegrenzt wurden. Vielmehr adressierte man sie als Män-

3 Als Pionierleistung siehe die Textsammlung von Andreas Kraß (Hg.): *Queer denken: gegen die Ordnung der Sexualität*, Frankfurt a.M. 2003; neuerdings auch Mike Laufenberg/Ben Trott (Hg.): *Queer Studies. Schlüsseltexte*, Frankfurt a.M. 2023. Dort ist besonders die umfangreiche Einleitung hervorzuheben, die einen Forschungsüberblick bietet (Ben Trott/Mike Laufenberg, *Queer Studies: Genealogien, Normativitäten, Multidimensionalität*, in: ebd., S. 7–99).

4 Siehe z.B. die Überblicksdarstellung zu Deutschland von Benno Gammerl: *Queer: Eine deutsche Geschichte vom Kaiserreich bis heute*, München ²2023.

ner, deren teils zu beobachtende Nähe zum Weiblichen für die einen als Vorteil, für andere als Nachteil galt.

Die folgende Analyse des Romans »Ahnung und Gegenwart«, verfasst 1812, veröffentlicht 1815 von Joseph Freiherr von Eichendorff, geht von der verblüffenden Beobachtung aus, dass in diesem komplexen Text in verschiedenen Erzählzusammenhängen nicht weniger als sechs adelige Frauen auftauchen, die vorübergehend von der Frauen- in die Männerrolle wechseln. Die Häufigkeit dieser Konstellation, so die beiden Verfasser, der Historiker Frank Becker und die Literaturwissenschaftlerin Elke Reinhardt-Becker, verweist auf die große Bedeutung von Geschlechterrollen und deren Ambiguierung in Eichendorffs Weltentwurf zur Zeit der Romanveröffentlichung. Das Denken des Autors kreiste um eine Adelsreform, die viele Züge einer Verbürgerlichung besaß – so hinsichtlich des Verhaltens adeliger Frauen. Deren (sexuelle) Freiheiten aus der galanten Welt des Rokokos gingen damit verloren. Wollten sie diese trotzdem noch nutzen, so war dies nur noch unter der Maske der Männlichkeit möglich. Schon diese Tatsache allein macht deutlich, dass akzeptiertes weibliches Verhalten inzwischen anders definiert war – als zurückhaltend, passiv und keusch. Geduldet wird in der Logik des Romans nur noch der Geschlechterrollentausch, der erzwungen ist, dem Überleben dient oder für die Charakterbildung der literarischen Figur folgenlos bleibt. Ist jedoch irgendein »frivoles« Interesse an der Erweiterung der eigenen Handlungschancen im Spiel, folgt in der Romanhandlung die Strafe auf dem Fuße. Eichendorff setzt das für den romantischen Roman so typische Darstellungsverfahren der Kombination von Erzählpassagen und Lyrik ein, um die Konstruktion einer neuen Grenze zwischen den Geschlechtern in der Welt des Adels so gekonnt wie möglich in Szene zu setzen.

Ins 20. Jahrhundert führt der Beitrag der Literaturwissenschaftlerin Annette Runte. Im Zweiten Weltkrieg wurden Operationstechniken zur Wiederherstellung verstümmelter Genitalien entwickelt, die in der Nachkriegszeit der trans Medizin auch die Durchführung geschlechtsanpassender Operationen erleichterten. Nach einem Überblick über die Medizin-, Sozial- und Kulturgeschichte der Transgeschlechtlichkeit seit der frühen Neuzeit im gesamteuropäischen Maßstab nimmt Runte eine Engführung auf Großbritannien vor, indem sie zwei Fallbeispiele von trans Personen heranzieht, die jeweils nach ihrer Anpassung, die ein im Zweiten Weltkrieg geschulter Operateur vornahm, später stark beachtete autobiografische Texte verfassten: Laura/Michael Laurence Dillon und Robert/Roberta Cowell. In dieser Weise bekannt geworden, avancierten sie in neuester Vergangenheit zu regelrechten Ikonen der trans Bewegung. Bemerkenswerter Weise handelte es sich um einen trans Mann und eine trans Frau, die sich ineinander verliebten – aber auf Dauer kein Paar werden konnten, weil der trans Mann in der trans Frau zwar tatsächlich eine Frau, die trans Frau hingegen in dem trans Mann keinen Mann, sondern immer noch eine Frau sah, die sie nicht hinreichend stark beehrte. Diese

Konstellation mit ihrer komplizierten Asymmetrie wird von Runte mit Begriffen des französischen Psychoanalytikers Jacques Lacan interpretiert.

Der Beitrag von Max Keilhau, Geschichtswissenschaft, identifiziert und diskutiert zentrale Beobachtungsmechanismen, Semantiken und Sichtbarkeitsordnungen von Trans- und Intergeschlechtlichkeit in den späten 1960er Jahren und fragt nach ihren medialen Repräsentationen in der westdeutschen Printberichterstattung. Den zentralen Gegenstand der Untersuchung bildet dabei eine in der *Neuen Revue* veröffentlichte Artikelreihe aus dem Jahr 1968, die sich im Rahmen ihrer Einordnung und Plausibilisierung von geschlechtlich ambigen Phänomenen auf die Wissens- und Handlungsfelder Medizin, Recht, Popkultur und Sport beruft. Die Analyse zeigt, dass sich in der medialen Beobachtung Signaturen eines liberalen Aufbruchs mit Strategien einer Vereindeutigung amalgamieren. Für die Artikelserie, die auch Zeichen einer im Wandel begriffenen Medien- und Konsumgesellschaft ist, stellt die lancierte Befreiung des Individuums das programmatische Anliegen einer medialen Aufklärungsagenda dar. Sichtbarkeitsimperative kodifizieren dabei trans- und internormative Subjekte.

Ebenfalls auf Illustrierten-Artikel als massenhaft verbreitetes Medium greift der Aufsatz von Frank Becker zurück, um Veränderungen auf dem Feld öffentlicher Debatten und gesellschaftlicher Einstellungen im Gefolge von »1968« zu untersuchen. Methodisch werden dabei Text- und Bildanalysen miteinander verknüpft, um der besonderen Machart von Illustrierten-Artikeln gerecht zu werden. Konkret behandelt werden zwei *Quick*-Artikel aus dem Jahr 1970, die zusammen eine Mini-Serie bilden. Der erste Artikel behandelt die Heirat eines britischen Adligen mit einer trans Frau bzw. den nach mehrjähriger Ehe in London stattfindenden Scheidungsprozess. Dass der Ehemann als Grund für sein Scheidungsbegehren angab, bei seiner Angetrauten habe es sich gar nicht um eine »richtige« Frau gehandelt, gibt der *Quick* einerseits zu einer geschmacklos-boulevardesken Zuspitzung der Story Anlass, andererseits aber auch zu einigen durchaus ernsthaften Reflexionen zu Fragen von Transgeschlechtlichkeit. Bemerkenswert ist, dass dabei die vermeintlich objektivierbare körperliche Beschaffenheit eindeutig im Vordergrund steht. Stärker auf seelische Faktoren und das Selbstbild einer trans Person hebt der zweite Artikel ab, der dem japanischen Crossdresser »Peter« gewidmet ist. Trotz vieler Fehleinschätzungen und einer durchgängigen Despektierlichkeit gibt der Text dem Protagonisten immerhin eine Stimme; »Peter« kommt in einem Interview zu Wort. Beide *Quick*-Artikel zeigen an, dass Transgeschlechtlichkeit nicht mehr gänzlich pathologisiert oder gar tabuisiert wird; der öffentliche Diskurs gerät sichtbar in Bewegung.

Ein anderes populäres Medium untersucht der Beitrag von Elke Reinhardt-Becker: im TV bzw. von Streaming-Diensten verbreitete Serien. Solche Formate haben sich in den letzten Dekaden zu einer wichtigen Bühne gesellschaftlicher Selbstverständigung entwickelt. Kaum ein aktuelles Problem, das dort nicht aufgegriffen

und verhandelt würde. In gewisser Weise stellen die Serien sogar Modelle für mögliche Lösungen bereit; in der virtuellen Welt wird gezeigt, wie es im wirklichen Leben funktionieren könnte. Das ist der Ausgangspunkt für Reinhardt-Beckers Analyse des Umgangs mit Transgeschlechtlichkeit in der US-amerikanischen und britischen Serienwelt. Sie fokussiert dabei auf die Rolle der Liebesbeziehungen; wie gestalten trans Personen die Liebe, welche Wünsche und Bedürfnisse tragen sie in ihre Beziehungen hinein? Die Analyse der komplexen Narrationen in den zahlreichen Staffeln von Serien wie »Transparent« (2014–2019), »The L Word – Generation Q« (2004–2009) oder »Heartstopper« (seit 2022) macht deutlich, dass trans Männer und trans Frauen, egal ob hetero- oder homosexuell, nach der Transition ein starkes Bedürfnis verspüren, durch die Liebe bzw. den Liebespartner in ihrer neuen Geschlechtsidentität bestätigt zu werden. Deshalb lieben viele trans Personen romantisch; zur romantischen Liebessemantik gehört es seit ihren Ursprüngen, besonderes Gewicht auf die Stabilisierung der Ich-Identität durch möglichst vollständiges wechselseitiges Verstehen zu legen. Erst in der jüngsten Vergangenheit, in der die gesellschaftliche Akzeptanz von Geschlechtsanpassungen wächst, lässt umgekehrt – und folgerichtig – das Bedürfnis nach Bestätigung durch den Liebespartner nach. Auch trans Personen probieren nun die neuen Beziehungsformen aus, die im 20. und 21. Jahrhundert, also gleichsam »nach der Romantik«, entstanden sind.

Die Ethnologin und Afrikawissenschaftlerin Rita Schäfer problematisiert den Anspruch des neuen Südafrika, nach dem Sturz des Apartheid-Systems zu einer »Regenbogennation« geworden zu sein, die in allen Lebensbereichen Diversität zulasse. Bei Abweichungen von der Heteronormativität, so Schäfer, klafften Anspruch und Wirklichkeit oft weit auseinander. Doch zunächst gibt die Autorin Beispiele für den Umgang mit männlicher Homosexualität unter dem Burenregime, das beispielsweise in den Streitkräften einen regelrechten Kult um eine heterosexuelle Maskulinität inszenierte, die sich u.a. in der Ausübung brutaler Gewalt gegen Schwarze zu beweisen hatte; Homosexualität dagegen wurde mit Schwäche gleichgesetzt, die die Suprematie der Weißen im Land gefährdete. In der Folge wurden schwule Soldaten nicht nur drangsaliert, sondern sogar zu »medizinischen Behandlungen« genötigt, die sie von ihrer sexuellen Orientierung »heilen« sollten. Nach dem Systemwechsel von 1994 gehörten solche Staatsverbrechen der Vergangenheit an, doch auch im nunmehr regierenden ANC gab es durchaus homophobe Tendenzen. Einen besonders schweren Stand hatten oftmals schwarze lesbische Frauen, die auch innerhalb der schwarzen Community unter der Gewalt von heterosexuellen Männern litten. Schäfer untersucht diesen Erfahrungszusammenhang anhand von politischen Initiativen, aber auch von Selbstzeugnissen und künstlerischen Arbeiten aus der Opfergruppe. Eine ungewöhnliche Form der Diskriminierung erfuhr seit ihrem Karrierebeginn 2008/09 die lesbische und intersexuelle Leichtathletin Mokgadi Caster Semenya, deren Starterlaubnis bei Frauenwettbewerben von internationalen Sportorganisationen wegen unzulässig hoher Testosteronwerte in Frage

gestellt wurde – was in Südafrika fatale Erinnerungen an die Leibesvisitationen bei schwarzen Frauen wie Sara Baartman (1789–1815), ebenso wie Semenya eine Khoikhoi, weckte, die in Europa wegen bestimmter anatomischer Besonderheiten als Kuriosität galt und regelrecht ausgestellt wurde.

Der Aufsatz der Genderforscherin und Pädagogin Christel Baltes-Löhr, der den Band beschließt, weicht in der Herangehensweise von den übrigen Beiträgen ab – nun geht es weniger um die quellengestützte Untersuchung von Konflikten, Deutungen und Sachverhalten in der Vergangenheit, als um die Reflexion von Begrifflichkeiten und den Anschluss an die aktuelle gesellschaftspolitische Debatte in der Bundesrepublik. Den Ausgangspunkt der Überlegungen bildet dabei die Feststellung, dass alle bestehenden Termini, die sich auf geschlechtliche Identitäten beziehen, letztlich Rubriken schaffen, deren Ränder höchst unscharf sind. Personen sehen sich folglich in Schubladen gesteckt, denen sie sich nicht oder höchstens teilweise zugehörig fühlen. Solche Restriktionen können vermieden werden, wenn man das gesamte Feld des Geschlechtlichen als ein Kontinuum begreift, so der Begriffsvorschlag von Baltes-Löhr, das von fließenden Abstufungen und Übergängen gekennzeichnet ist – und auf dem sich jedes Individuum in vollständiger Freiheit selbst verorten kann. Einen großen Schritt auf dem Weg zu einer solchen Offenheit will das aktuell vom Bundestag beratene »Selbstbestimmungsgesetz« tun. Baltes-Löhr diskutiert Stellungnahmen zu diesem Gesetz, die auch die politischen Widerstände deutlich machen, von denen die Initiative der Regierung Scholz begleitet wird.

Der vorliegende Band lebt von den Texten seiner Autor*innen, aber auf dem Weg zu seiner Entstehung sind noch etliche andere Personen tätig gewesen, denen die Herausgebenden ebenfalls Dank abstatten wollen. So hat Marcel Müllerburg (Duisburg-Essen), der Koordinator der DFG-Forschungsgruppe 2600, an der Organisation der zweiteiligen Ringvorlesung mit bewährter Professionalität mitgewirkt. Laura Tiri-er (ebenfalls Duisburg-Essen) hat sich höchst umsichtig um Formatierung und Redaktion gekümmert. Für die Aufnahme des Bandes in die Reihe »Historische Geschlechterforschung« bei transcript und die Betreuung von Verlagsseite danken wir Mirjam Galley, Katharina Kotschurin, Stella Pölkemann und Jenso Scheer. Die Deutsche Forschungsgemeinschaft hat die Druckkosten übernommen.

Essen, im Januar 2024

